

Aktuelles und Kommentare

Auf der Suche nach möglichen Ursachen für die Unterrepräsentanz von Wissenschaftlerinnen im universitären Feld Österreichs

Anette Baldauf, Andrea Griesebner, Klaus Taschwer

Wäre es nicht auch einmal angebracht, den Anteil der Frauen in der Professorenschaft zu überprüfen?

Ich bin sehr für die Frauen. Ich mag sie so und so gern. Die Intelligenz der Frauen ist eine wesentlich andere als die des Mannes, und in vielen Gremien fehlt diese Art von Intelligenz. Sie ist oft reicher und bedeutsamer. Ich muß sagen, daß ich in jeder Beziehung von Frauen profitiert habe.

(ein Wiener Rektor 1990)

Die „harten“ Fakten ...

Es ist beinahe ein Jahrhundert vergangen, seit sich Frauen den Zugang zur „hehren Wissenschaft“ erkämpften, inzwischen sind annähernd die Hälfte der Studierenden an Österreichs Universitäten Frauen. Diese Veränderung des Geschlechterverhältnisses hatte bisher jedoch nur minimale Auswirkungen auf die vertikale¹ Ebene der Universitätsstruktur: Wissenschaftlerinnen finden wir vor allem in untergeordneten Positionen des Lehrbetriebs. Professuren, welche stärker mit symbolischem und materiellem Kapital² ausgestattet sind, bleiben beinahe ausschließlich Männern vorbehalten. Noch 1991 muß konstatiert werden, daß die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im universitären Feld – Frauen leisten die unsichtbar bleibende, für die Aufrechterhaltung des Wissenschaftsbetriebes jedoch essentiell notwendige Putz- und Sekretariatsar-

1 Trennung in weibliche Unterordnung und männliche Dominanz.

2 Wir folgen hier der Terminologie und damit der (Macht)Theorie des französischen Soziologen Pierre Bourdieu, die in Überwindung eines marxistischen Ökonomismus davon ausgeht, daß es neben der traditionellen Kapitalsorte „materielles Eigentum“ auch noch symbolische Kapitalformen (z.B. kulturelles, wissenschaftliches, universitäres Kapital) gibt, die dem materiellen Kapital „gesamtgesellschaftlich“ zwar nicht gleichgestellt sind, in bestimmten Feldern die „Profitchancen“ jedoch hauptsächlich determinieren. Vgl. etwa Pierre Bourdieu, *Sozialer Raum und Klassen. Leçon sur la Leçon*, Frankfurt a.M. 1985, 10 f.

beit, die Definition von Wissenschaftsinhalten und deren Vermittlung wird hingegen primär von Männern betrieben – im wesentlichen keine Veränderung erfuhr. Die unbestechliche „Objektivität“ der Zahlen bildete für uns den Ausgangspunkt, „jene Organisation, die heute für sich in Anspruch nimmt, für Frauen und Männer gleichermaßen zugänglich und verfügbar zu sein, unter dem Gesichtspunkt der Geschlechtszugehörigkeit ihrer Mitglieder etwas genauer unter die Lupe zu nehmen“.³ Mittels Zahlen ist es sicherlich nicht möglich, die teils subtile, teils offensichtliche, immer jedoch latente Diskriminierung von Frauen im Wissenschaftsbetrieb auch nur bruchstückhaft zu fassen, da sie keinerlei Aufschluß geben über die Historizität der Misogynie im „Herrenhaus Wissenschaft“, verdächtig rund und glatt sind, Schmerz, Wut, Verletzungen, Machtlosigkeit sich erst hinter ihnen eröffnen. Dennoch ist es wichtig, sie präsent zu halten, da sie Daten darstellen, die einer näheren Erklärung bedürfen:

Im Wintersemester 1989/90 gestaltet sich das Geschlechterverhältnis an Österreichs Universitäten (ohne Kunsthochschulen) folgendermaßen:⁴

| | |
|-------|----------------------------------|
| 1,9% | o. Professorinnen |
| 5,3% | ao. Professorinnen |
| 7,9% | Universitätsdozentinnen |
| 16,4% | Universitätsassistentinnen |
| 29,2% | Vertragsassistentinnen |
| 25,6% | Studienassistentinnen |
| 25,0% | Lektorinnen |
| 44,2% | Studentinnen ⁵ |
| 49,5% | Erstinskribentinnen ⁶ |

Werden die steigenden Studentinnenzahlen mit der stagnierenden Anzahl an Wissenschaftlerinnen in höheren Positionen verknüpft, so ergibt dies eine relative Rückläufigkeit bei Habilitations- und Ordinariatsquoten von Frauen.⁷ Offensichtlich wird zudem, daß das „verstärkte“ Eindringen von Wissenschaftlerinnen in das universitäre Feld anscheinend nur im Zuge der allgemeinen Expansion (Übergang zur Massenuniversität Ende der 60er Jahre) möglich war.

Auch dem sowohl von Bildungspolitikern/innen als auch Massenmedien heute euphorisch zitierten 54%igen Frauenanteil unter den Erstinskribent/inn/en an Österreichs Universitäten (Wintersemester 1990/91) sollte mit Skepsis begegnet werden. Statistisch belegt ist für sie der Nachweis erbracht, daß die geschlechtsspezifische Bildungsdiskriminierung der Vergangenheit angehört. Diese „objektiven“ Zahlen verschleiern jedoch die bestehende Geschlechtersegregation im universitären Feld. Bei näherer Betrachtung des Anteils an den einzelnen Stu-

3 Brigitte Mazohl-Wallnig, Un-Gleichheit hinter dem Katheder. Ein kommentierter Situationsbericht über das stat(sti)sche Verhältnis der Geschlechter an Österreichs Universitäten, in: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, 1, 1 (1990), 73 – 87, 74.

4 Vgl. Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung Hg., Hochschulbericht 1990, II, Wien 1991, Tabelle 4.2, Tabelle 6.11 und Tabelle 6.19; eigene Berechnungen.

5 Inländische und ausländische ordentliche Hörerinnen.

6 Inländische und ausländische erstinskribierende ordentliche Hörerinnen.

7 Vgl. Mazohl-Wallnig, Un-Gleichheit, 76, wie Anm. 3.

dienrichtungen wird deutlich, daß dieser mit der Wertigkeit der Studienrichtungen korreliert. Anders ausgedrückt: Studentinnen – und damit auch Frauenforschung/feministische Forschung – finden wir primär in geistes- und sozialwissenschaftlichen Studienrichtungen, den sogenannten „weichen“ Disziplinen mit großer Nähe zum Reproduktionsbereich, Studenten hingegen in den sogenannten „harten“, dem Produktionsbereich nahestehenden Fächern. Die Expansion der Bildungspopulation bewirkte ferner ein verschärftes Auseinanderklaffen von statusbezogenen Ansprüchen und den realen Möglichkeiten am Arbeitsmarkt. Dies gilt insbesondere für Studienrichtungen, die als „Zuflucht“ für jene Student/inn/en fungierten, die beim früheren Stand des Systems quasi ausgeschlossen waren.⁸ Die Indikatoren, welche die Intensität dieser Krise der expandierenden „weichen“ Disziplinen bestimmen, sind für Bourdieu in erster Linie soziale Herkunft, Bildungskapital und erst in zweiter Geschlecht, Wachstumsrate und Wohnort. Würde der Kategorie Geschlecht allerdings zentrale Bedeutung beigemessen, würde deutlich, daß die Betroffenen primär Frauen sind, und daß parallel mit dem verstärkten Zugang von Frauen eine Abwertung dieser sogenannten „weichen“ Disziplinen einhergeht. Mit steigendem Bildungsniveau sinken die Chancen der Frauen auf einen, ihrem Ausbildungsgrad entsprechenden Arbeitsplatz,⁹ die Wünsche und Zukunftsvorstellungen der Studentinnen erweisen sich als „unangemessen“.

Der vielzitierte Satz von Virginia Woolf hat nichts an Gültigkeit verloren: „Wie es aussieht, ist die Wissenschaft nicht geschlechtslos; er ist ein Mann, ein Vater, und zudem verseucht.“

Erkenntnisinteresse und method(olog)ische Vorbemerkungen

Im Rahmen dieses Artikels¹⁰ wollen wir der Frage nach strukturellen Hindernissen für Frauen an der Universität nachgehen. Unser Erkenntnisinteresse ist auch in Verbindung mit eigenen Zukunftsplänen zu sehen, mit Überlegungen, ob ein Arbeitsplatz in diesem Feld – unabhängig von dessen Realisierbarkeit – erstrebenswert ist.

Zur empirischen Fundierung unserer Untersuchung haben sich (biographisch strukturierte) Interviews mit Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen geradezu aufgedrängt. Durch diesen biographischen Zugang hofften wir, auch einen Einblick in die persönlichen Schicksale zu gewinnen, die sich hinter den nüchternen Prozentzahlen verbergen.

8 Vgl. Pierre Bourdieu, *Homo academicus*, Frankfurt a.M. 1988, 262. Verallgemeinernd heißt es bei ihm an anderer Stelle: „Man kann davon ausgehen, daß ein Titel jedesmal dann eine Abwertung erfährt, wenn die Zahl der Inhaber akademischer Titel schneller wächst als die Stellen, auf die man anfangs mit diesen Titeln gelangte“: Ders., *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M. 1987, 241.

9 Vgl. Sylvia Moosmüller, „Wenn eine Frau wirklich gut ist ...“. Männliche Argumentationsschemata zur weiblichen Berufstätigkeit, (in Druck), 1.

10 Im Wintersemester 1990/91 veranstalteten Ruth Wodak und Helga Nowotny ein Seminar zum Thema: „Wissenschaft, Sprache, Geschlechterdifferenz: Biographien und Autobiographien von Wissenschaftsmännern und Wissenschaftsfrauen“ an der Universität Wien. Die dafür verfaßte Seminararbeit bildete die Basis für unseren Artikel.

In welchem methodologischen Zusammenhang stehen nun Lebensgeschichten und soziale Strukturen, wie sind die erfragten Wissenschaftler/innen/biographien für unsere Kernfrage verwendbar? Die Relevanz von Lebensgeschichten liegt unseres Erachtens darin, daß in ihnen bzw. im Habitus des „dahinterstehenden“ Individuums soziale Strukturen gewissermaßen inkorporiert vorliegen. Dadurch wird allerdings auch eine ansatzweise Rekonstruktion des sozialen Kontexts und der Beziehungen nötig, in welchen die (*biographierten*) Einzelpersonen – in unserem Fall also die Wissenschaftler/innen im universitären Feld – handeln.¹¹ Gleichzeitig gilt es aber auch, auf dieser Folie der (krypto)normativen Strukturen die „biographischen Freiheiten“ dieser Akteure/Akteurinnen, die Freiräume für Entscheidungen, zu rekonstruieren, wie dies jüngst Giovanni Levi¹² einforderte.

Gerade an diesem Punkt hat sich in den letzten Jahren eine lebhaft Debatt darüber entsponnen, inwieweit diese Entscheidungsspielräume, die Gestaltungsmöglichkeiten der je eigenen Biographie allgemein zugenommen haben könnten. Die „Individualisierungsthese“, die in der deutschsprachigen Diskussion insbesondere Ulrich Beck¹³ vertritt, wird mit Modernisierungsprozessen und den damit verbundenen Individualisierungsschüben in westlichen Gesellschaften begründet, welche ein allmähliches Wegfallen der traditionellen sozialen und geschlechtsspezifischen Mobilitätsschranken bewirkten. Ihre trivialeren Formulierungen findet diese These der „neuen Karrieremöglichkeiten“ in den Frauenportraits der allwöchentlichen Karrierebeilagen „besserer“ Tageszeitungen sowie in populären Hochglanzmagazinen, in welchen etwa „der nunmehr wirkliche, endgültige und unwiderrufliche Aufstieg der Frauen in die Spitzenpositionen der Wirtschaft“¹⁴ mit Balkenlettern prophezeit wird. Diesem optimistischen Bild vom Aufstieg der Frauen sowie seinem theoretischen Korrelat, das den Übergang von einer weiblichen *Normal-* zu einer *Wahl*biographie konstatiert,¹⁵ ist allerdings der nach wie vor bloß zweiprozentige Frauenanteil in wirtschaftlichen Spitzenpositionen entgegenzuhalten. Die übrigen zukunftsfrohen Schlußfolgerungen von Beck und anderen, welche ganz generell noch eine Ausdünnung der sozialen Klassen im Kapitalismus feststellen, wären außerdem mit Studien zu konfrontieren, die genauso wirksame, doch subtilere Formen einer Klassen- und Schichtzugehörigkeit aufdecken konnten. Diese manifestieren und reproduzieren sich nicht zuletzt im Bildungsverhalten.¹⁶

Zu unserer Vorgangsweise: Bei der Auswahl der Interviewpartner/innen schien uns von Bedeutung, daß die Wissenschaftler/innen ihre

11 Vgl. dazu Pierre Bourdieu, Die biographische Illusion, in: BIOS, 1 (1990), 75 – 81, 81.

12 Vgl. Giovanni Levi, Vom Umgang mit der Biographie, in: Freibeuter, 46 (1990), 33 – 45, 42.

13 Vgl. Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M. 1986, 115 ff.

14 Trend, 2 (1991), 101 – 103.

15 Vgl. Ulrich Beck u. Elisabeth Beck-Gernsheim, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt a.M. 1990, 13.

16 Vgl. unter anderem: Pierre Bourdieu, Titel und Stelle. Über die Reproduktion sozialer Macht, Frankfurt a.M. 1981; ders., wie Anm. 8; und zuletzt: ders., La noblesse d'État. Grandes écoles et esprit de corps, Paris 1989, wobei soziales Geschlecht für Bourdieu wiederum nur eine sekundäre analytische Kategorie darstellt.

wissenschaftliche Laufbahn zu möglichst unterschiedlichen Zeiten¹⁷ begannen, in der wissenschaftlichen bzw. universitären Hierarchie differente Positionen einnehmen und auf verschiedene Art und Weise ihre wissenschaftliche Tätigkeit mit ihrem Privatleben in Einklang bringen (oder auch nicht). Bedingt durch unser ausdrücklich *exploratives* Untersuchungsdesign begnügten wir uns mit vier Interviews¹⁸ – die Problematik dieser allzu kleinen Auswahl an Interviewten versteht sich von selbst. Wichtig scheint uns, kurz die methodischen Probleme bei lebensgeschichtlichen Interviews anzudeuten. Das wohl Grundsätzlichste – welches auch eine allzu naiv verfahrenende *oral history* in Erklärungsnotstände bringt – ist das der *Erinnerung*. Auf den Punkt könnte es mit einem Satz von J. L. Borges gebracht werden, der einen seiner fiktiven autobiographischen Berichte folgendermaßen beschloß: „Die Jahre vergehen und ich habe die Geschichte so oft erzählt, daß ich nicht mehr weiß, ob ich mich wirklich an sie erinnere oder nur an die Worte, mit denen ich sie erzähle.“¹⁹ Das Interview bietet durch gezielte Zwischen- und Kontrollfragen zumindest theoretisch die Möglichkeit, den über das Leben gebreiteten Erinnerungsschleier ein wenig zu lüften. Einer weiteren grundsätzlichen Schwierigkeit bei autobiographischen Darstellungen kann gerade bei lebensgeschichtlichen Interviews kaum entgangen werden, nämlich jenem der *Selbstdarstellung* bzw. der „Präfabrikation“ der Biographie für die jeweiligen Rezipient/inn/en. In unserem Fall kam als zusätzlicher *bias* noch hinzu, daß wir bei einigen Interviews ein dieser Person bekanntes Gegenüber verkörperten, was die Gesprächssituation und damit auch den Inhalt des Gesprächs wohl nicht unwesentlich beeinflusste.

Thesen zur universitären Unterrepräsentanz von Frauen

Nachfolgende Ausführungen stellen eine Zusammenfassung der unseres Erachtens wichtigsten Thesen aktueller Literatur zur Diskriminierung von Wissenschaftlerinnen im universitären Feld dar und sind als Versuch zu verstehen, mögliche Ursachen der Diskriminierung synoptisch und daher auch nicht so differenziert wie in den meist nur auf Einzelaspekte

17 Die historische Perspektive ist insofern nicht zu vernachlässigen, als es zu bestimmten Zeiten leichter war, in den Wissenschaftsbetrieb „inkludiert“ zu werden als zu anderen. Vgl. dazu beispielsweise Wetterer, die in ihrem Aufsatz insbesondere Frauen untersuchte, die im Zuge der Hochschulexpansion der 70er Jahre in die Universität „zufällig hineinrutschten“: Angelika Wetterer, „Man marschiert als Frau auf Neuland“ – Über den schwierigen Weg der Frauen in die Wissenschaft, in: Ute Gerhardt Hg., *Frauensituation. Veränderungen in den letzten zwanzig Jahren*, Frankfurt a.M. 1988, 273 – 291, 278ff.

18 Die Interviewpartner/innen lassen sich nach ausgewählten Indikatoren und unter Wahrung ihrer Anonymität folgendermaßen darstellen:

Alter: zwischen knapp unter 30 und etwas über 50.

Geschlecht: zwei Frauen und zwei Männer.

Akad. Grad/Titel: Mag., Doz., Doz. tit.ao.Prof. und o.Prof.

Lehrbefugnis: drei Habilitierte und eine Nichthabilitierte.

Arbeitsplatz: zwei außer- und zwei universitär Beschäftigte.

Familienstand: eine ledige und eine geschiedene Frau, zwei verheiratete Männer.

19 J. L. Borges, *Erzählungen 1975 – 1977. Gesammelte Werke*, IV, Wien/München 1982, 59.

spezialisierten Artikeln vor Augen zu führen. Die Kategorisierung des überreichen, meist aber monokausal argumentierenden Erklärungsangebots in vier Themenkomplexe, die mit der universitären „Zahlenpyramide“ des Geschlechterverhältnisses (vgl. oben) teilweise korrespondieren, bedingten thematische und inhaltliche Überlappungen. Einschränkend ist hinzuzufügen, daß diese analytische Trennung mitunter auf eher wackligen Beinen steht, da die Ursachen für die Diskriminierung von Frauen im Wissenschaftsbetrieb meist miteinander verwoben, für keinen „Karriereschritt“ irrelevant sind, wenngleich sie in unterschiedlichen Phasen unterschiedlich stark wirksam werden. Der Stil, in dem die Thesen im folgenden aufgelistet sind, ist bewußt „apodiktisch“ gehalten, er soll dazu dienen, die Argumente transparenter und trennschärfer zu machen – ihrer kritischen Diskussion sind dann ohnehin die folgenden Seiten vorbehalten.

Geschlechtsspezifische Orientierungen

Die geschlechtsspezifische Sozialisation findet auch heute noch großteils auf Basis der sich Ende des 18. Jahrhunderts herausgebildeten Geschlechtscharaktere statt.²⁰ Diese wurden erst in den letzten Jahren – und auch da meist nur in höheren Bildungsschichten – ansatzweise brüchig. Aufgrund ihrer Sozialisation als Frauen sowohl in der Familie als auch im voruniversitären Bildungsbereich wählen die Erstinskribentinnen oft Studienrichtungen, die eine Affinität zum propagierten Frauenbild aufweisen (rund 70%iger Frauenanteil an der Geistes- sowie der Grund- und Integrativwissenschaftlichen Fakultät), deren Berufsbilder diffus bleiben und deren Studienabschlüsse am Arbeitsmarkt weniger Wert besitzen. Untersuchungen zufolge sind Frauen bereits während ihres Studiums tendenziell weniger „laut“, weniger selbstsicher und haben weniger Vertrauen in ihre Fähigkeiten. Durch die daraus resultierende Unterordnung sowohl in der Körpersprache als auch im verbalen Diskussions- und Gesprächsverhalten²¹ sind sie weniger auffällig, weniger sichtbar als manche ihrer männlichen Kollegen.²²

Wissenschaftlerinnen bringen tendenziell unterschiedliche Orientierungen in das universitäre Feld ein, die in verschiedene Präferenzen und Werthaltungen münden.²³ So wurde eine den Männern unterschiedliche

20 Vgl. Karin Hausen, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze Hg., Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, 368 – 393.

21 Vgl. Marianne Wex, „weibliche“ und „männliche“ Körpersprache im patriarchy, in: Luise Pusch, Feminismus. Inspektion der Herrenkultur, Frankfurt a.M. 1983, 52 – 81; Senta Trömmel-Plötz Hg., Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen, Frankfurt a.M. 1985.

22 Paradoxe Weise trifft dies insbesondere auf „liberalere“ Lehrveranstaltungstypen zu, in denen nicht bloß rezeptives Wissen, sondern auch das Vertreten der eigenen Meinung, verbale Kompetenz gefragt ist; vgl. Marina Fischer-Kowalski u.a. Hg., Von den Tugenden der Weiblichkeit. Mädchen und Frauen im österreichischen Bildungssystem, Wien 1986, 231.

23 Vgl. Bärbel Clemens u.a. Hg., Töchter der Alma Mater. Frauen in der Berufs- und Hochschulforschung, Frankfurt a.M. 1986, 47.

Karriereorientierung beobachtet: Frauen sind zumindest gleich, wenn nicht stärker intrinsisch leistungsmotiviert, vorhandene extrinsische Motivationen sind jedoch im Gegensatz zu Männern eher auf Belohnungen aus persönlichen Bezügen (geliebt werden) und weniger auf Aufstieg und Karriere (abstrakter Erfolg) gerichtet.²⁴ Karrieren werden dieser These gemäß nicht mit dem Durchsetzungswillen der Männer in Anspruch genommen, nach Beck-Gernsheim auch deshalb, da von ihrem Berufserfolg meist nicht Lebensstandard und Sozialstatus der Familie abhängen.²⁵ Diese nicht extrinsisch ausgerichtete Motivation bewirkt, daß die Wahl des Forschungsschwerpunktes primär aufgrund persönlicher Betroffenheit erfolgt²⁶ und Wissenschaftlerinnen sich, zumindest in den letzten Jahren, verstärkt mit Fragestellungen im Bereich der Frauenforschung/feministischen Forschung beschäftigen. Dieser Forschungsansatz rangiert jedoch aufgrund der herrschenden Machtverhältnisse an unterster Stelle der universitären Themenhierarchie. Da das Prestige von Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen mit dem Prestige des Themenbereiches, an dem sie arbeiten, korrespondiert, werden beispielsweise Männer mit traditionellen Forschungsansätzen bei Stellenbesetzungen vorgezogen.

Frauen, die es „geschafft haben“, beschreiben ihre Karriere fast ausschließlich mit Glück und Zufällen, Männer hingegen betonen ihre Zielstrebigkeit, ihr Durchhaltevermögen,²⁷ was auch in Beziehung zu geschlechtsspezifischer Selbstdarstellung gesehen werden muß. Retrospektive Karrierebeschreibungen erfüllen mehrfache Funktionen, so beispielsweise eine für sich selbst zwar akzeptable, aber auch am Markt verwertbare und damit den Rollenimperativen zumindest ansatzweise gerecht werdende Lebensgeschichte zu konstruieren.

Geschlechtsspezifische Förderung der Nachwuchswissenschaftler/innen

Die erste Hemmschwelle für Frauen liegt bereits vor der Assistent/innenzeit. Die Berufsperspektive Hochschullehrerin ist aufgrund mangelnder weiblicher Identifikationspersonen sowie mangelnder Kontakte zu Professor/innen für einen Großteil der Absolventinnen schwer vorstellbar.²⁸ Doppelt schwierig ist es für Nachwuchswissenschaftlerinnen mit einem feministischen Forschungsansatz, da sowohl Geschlecht, theoretische Ausrichtung als auch politische Kriterien die Auswahl der Protégés determinieren und Stellenausschreibungen meist bereits auf bestimmte

24 Vgl. Mechthild Brothun, Ursachen der Unterrepräsentanz von Frauen in universitären Spitzenpositionen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 2, 40 (1988), 316 – 337, 322; Clemens, Töchter, 75, wie Anm. 23.

25 Vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim, Das habierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie, Frankfurt a.M. 1980.

26 Vgl. Brothun, Ursachen, 327, wie Anm. 24.

27 Vgl. Wetterer, Neuland, wie Anm. 17; weiters: Margot Poppenhusen, „Eine geplante Karriere war das nicht.“ Wie Wissenschaftlerinnen ihren Berufsweg sehen, in: Clemens, Töchter, wie Anm. 23, 278 – 298.

28 Vgl. Hroswitha Röhrich u.a., Professorinnen in der Minderheit, München 1989, 59.

Kandidat/inn/en – in der Regel „geistige Söhne“ des Professors (der Professorin?), dem diese Stelle institutsintern zugeordnet ist – zugeschnitten sind. Die Argumente einer Ablehnung sind zumeist das übliche „Nicht-ausreichend-qualifiziert“. Unberücksichtigt bleibt, daß Qualifikationen Eignungen und Kompetenzen definieren, die in ein patriarchal-hierarchisches Bewertungssystem eingebunden sind.²⁹ Auch geschlechtsspezifische Kriterien verstellen einen „neutralen“ Blick auf Kandidat/innen und evozieren diskriminierende Parteilichkeit. Trotz Operationalisierungsversuche bleibt der Begriff „Qualifikation“ nebulos und subjektiv.

Voraussetzung für den Ein- als auch Aufstieg im Wissenschaftsbetrieb sind Fürsprecher/innen. Da Wissenschaftlerinnen insbesondere in höheren Positionen kaum auffindbar sind und selten über universitäres Kapital verfügen, sind die wenigen Studentinnen, die eine universitäre Laufbahn anstreben, auf männliche Mentoren angewiesen. Diese heterosexuelle Mentor-Protégébindung ist gekennzeichnet durch diffuse Autoritäts- bzw. Abhängigkeitsverhältnisse. Die damit verknüpfte Irritation läßt auf bekannte Beziehungsverhältnisse (Verwandtschafts- oder Liebesbeziehungen) zurückgreifen, welche insbesondere für Frauen problematisch sind, da für die (Doktor)Vater-Tochterbeziehung, im Gegensatz zur (Doktor)Vater-Sohnbeziehung, deren Sozialisationsziel die Autonomie des Sohnes darstellt, kein äquivalentes Ablösungsmuster (außer der „Übergabe“ in die Hände des Ehemannes) existiert. Eine Emanzipation vom Mentor – sofern überhaupt angestrebt – kann oft nur mit absoluten Brüchen erreicht werden, die negative Auswirkungen für den weiteren Karriereverlauf nach sich ziehen.³⁰

Eine andere Hürde in der Karrierelaufbahn stellt für Frauen die Habilitation dar. Da Frauen im geringeren Ausmaß über universitäre Dienstverhältnisse verfügen, können sie seltener als Männer eine über die Institution Universität finanzierte Habilitation verfassen.

Unvereinbarkeit von Familie und Karriere im Wissenschaftsbetrieb

Auffallend ist, daß beinahe in allen Untersuchungen zur Situation der Wissenschaftlerinnen im universitären Feld die Unvereinbarkeit von Familie und Wissenschaft hervorgehoben wird. Basis für die postulierte schwierige Vereinbarkeit bildet das Faktum, daß Wissenschaftlerinnen signifikant weniger (oft) Kinder haben als ihre männlichen Kollegen.

Argumentiert wird, daß eine Karriere im universitären Feld ein 100%iges Engagement für den Wissenschaftsbetrieb und damit die Arbeitsleistung von mindestens eineinhalb Personen voraussetzt und, auch wenn ein universitärer Gehalt es finanziell erlaubt, Teile der Haus-

29 Vgl. Bärbel Schön, *Männerforschung am Ende? Frau Macht Wissenschaft*, Frankfurt a.M. 1989, 21ff.

30 Vgl. Agnes Dietzen, *Universitäre Sozialisation: Zur Problematik eines heterosexuellen Beziehungsmodells: Mentor – Protégé*, in: *Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie*, 1 (1990), 18 – 40.

arbeit und Kinderbetreuung zu delegieren, die Hauptverantwortung (Koordination und Organisation) von Frauen getragen wird.³¹ Dieser Theorie folgend bleibt Frauen, die wissenschaftliche Produktivität und Familie zu vereinen suchen, weniger Zeit für kollegiale Kontakte, informelle Zusammenkünfte etc., sie sind somit sowohl zeitlich als auch örtlich weniger mobil.³² Geographische Mobilität aber ist gerade heute in Zeiten wissenschaftlicher Internationalisierung eine wesentliche Voraussetzung zur Akkumulation von sozialem und wissenschaftlichem Kapital und beeinflusst den weiteren Aufstieg in der universitären Hierarchie wesentlich.³³

Männerbünde und andere informelle Netzwerke

Frauen finden aus vielfältigen Gründen schwer Zugang zu den von Männern geprägten und von Männern dominierten sozialen Netzwerken der *scientific community*, die Bekanntheitsgrad (Zitierkartelle), Patronage, Weiterempfehlungen, Vortragsangebote, Wissen um und Erreichbarkeit von finanziellen Mitteln sowie Publikationsmöglichkeiten steuern.³⁴ Der Anforderungsdruck des Wissenschaftssystems mit seiner oft zitierten *Publish-or-Perish-Maxime* zur *wissenschaftlichen Kapitalakkumulation* ist auf Männer und Frauen, ungeachtet der Zugangsmöglichkeiten zu diesen Netzwerken, gleichermaßen wirksam.

Frauen werden in männlich strukturierten Gruppen immer (auch) als Frauen, als Sexualobjekt wahrgenommen. Männer wehren sich gegen das Eindringen von Frauen und damit gegen das Eindringen von Erotik und Sexualität in ihre geschlechtshomogene Gruppe (Homosexualität wird prinzipiell tabuisiert) mit der Unterstellung, daß Frauen Männer von der Arbeit ablenken, „Unruhe“ bringen würden.³⁵ Hinzu kommt, daß Zusammenkünfte der Wissenschaftsmänner tendenziell – sowie Männerbünde generell – nicht frei von Sexismus sind und einige Wissenschaftlerinnen sich diesen „kollegialen“ Kontakten verweigern, auch wenn diese informellen Beziehungen wichtige Bestandteile des universitären Feldes (nicht nur hinsichtlich der Erreichbarkeit von Ressourcen) sind. Da, wie viele bisherige Untersuchungen bestätigen, Wissenschaftlerinnen aller Hierarchieebenen der Institution Universität eher ambivalent gegenüberstehen, ist auch ihre Bereitschaft, sich durch übermäßiges Engagement in der Hochschulpolitik universitäres Kapital anzueignen, zum Teil weniger ausgeprägt, was sich für Frauen gleichfalls karrierehemmend auswirkt.

31 Vgl. Clemens, Töchter, 77, wie Anm. 23.

32 Vgl. Helga Nowotny, Über die Schwierigkeiten des Umgangs von Frauen mit der Institution Wissenschaft, in: Helga Nowotny u. Hausen Karin Hg., Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt a.M. 1986, 17 – 30, 25.

33 Vgl. Nowotny, Schwierigkeiten, 23, wie Anm. 32; Helga Nowotny, Vom „österreichischen“ Aufbruch in die Internationalität, in: Helmut Detter u.a. Hg., Aufbruch in die Internationalität. Exemplarische Forschungsleistungen in Österreich, Wien 1989, 201 – 216, 204.

34 Vgl. Brothun, Ursachen, 328, wie Anm. 24; Clemens, Töchter, 79, wie Anm. 23.

35 Vgl. S. Rudolick u. P. Daniels Hg., Working It Out, New York 1977, 249; Brothun, Ursachen, 320, wie Anm. 24.

Die Thesen, vier Interviews und andere Erfahrungen ...

Den eigentlichen Hauptteil dieses Artikels bildet die Gegenüberstellung der Thesen mit den Interviews sowie eigenen Erfahrungen (z.B. langjähriges Engagement als Studienrichtungsvertreterinnen, Erfahrungen bei der Bewerbung um eine Assistent/inn/enstelle ...). Schon bedingt durch den explorativen Charakter unseres Forschungsdesigns wollen wir in erster Linie eine kritische Aufarbeitung der Thesen leisten.

Geschlechtsspezifische Orientierung

Entgegen zahlreichen (wissenschafts- und alltagstheoretischen) Weiblichkeitskonstruktionen, welche Frauen tendenziell lautes, aggressives Auftreten absprechen, stellten sich die beiden Interviewpartnerinnen als durchaus „sichtbare“ Schülerinnen, Studentinnen und auch Wissenschaftlerinnen dar. Die von ihnen geschilderten Widerstände und Auseinandersetzungen aufgrund der damit verbundenen „Rollenverletzung“ verwiesen vielmehr auf geschlechtsspezifisch fixierende und einschränkende Rollenerwartungen: „Also ein aufmüpfiger Student ging noch, aber eine aufmüpfige Studentin, das war überhaupt irgendwie ... das war ein doppeltes Ärgernis.“ (D)

Die von uns interviewten Frauen, welche es trotz geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung geschafft haben, in höhere wissenschaftliche Positionen zu gelangen, werden, bestimmten (alltags)theoretischen Ansätzen folgend, der Kategorie „Ausnahmefrau“ zugeordnet. Dieser Begriff ist allerdings in mehrfacher Hinsicht problematisch, da er erneut eine potentielle Aus- und Abgrenzung von „Durchschnittsfrauen“ und damit verbunden eine Disqualifizierung von Frauen im allgemeinen perpetuiert. Der konservierende Charakter dieser Bezeichnung wird insbesondere dann ersichtlich, wenn diese Frauen zu „Vorzeigefrauen“ degradiert werden, deren Funktion es ist, den Beweis für das sukzessive Aufbrechen patriarchaler Strukturen und für das sich anbahnende Zeitalter der Gleichberechtigung zu liefern. Die geschlechtsspezifische Aufarbeitung von mangelnder Sichtbarkeit, ausgeprägter intrinsischer Motivation, Bezug zur Welt über Beziehungen, mangelndes Konkurrenzvermögen aufgrund einer Handlungsorientierung am „Geliebt-werden“ etc. erscheint uns recht fragwürdig. Zum einen müßten diese als frauenspezifisch beschriebenen Verhaltensmuster auf ihre Relevanz für die zeitgenössische Frauengeneration überprüft werden. Zum anderen stellen Theorien, in denen letztendlich (unbewußt) Bilder der Norm entworfen werden, eine neuerliche, von Frauen für Frauen geleistete Festschreibung – sozusagen das Alte im neuen Kleid – dar. Auch die „gutgemeinte“ Absicht, Weiblichkeit neu, d.h. positiv zu besetzen, kann nicht darüberhinwegtäuschen, daß Theorien, welche auf Analysen und Konstruktionen von Weiblichkeit abzielen, Handlungsspielräume letztendlich nur erneut einschränken und (theoretisch abgelehnte) Bewertungen und normative Aussagen kaum vermeiden, sondern sie tendenziell perpetuieren: „Sich auf Wahrnehmungen der Frauen oder auf die weibliche Weltanschauung zu konzentrieren heißt, paradoxerweise, ein männliches Begriffsschema

zu unterstützen.“³⁶ Darüberhinaus werden Ungleichheiten zwischen Frauen tendenziell negiert und verkürzt, d.h. in ein „einerseits/andererseits“ verpackt, ohne die Differenz zwischen Frauen zu denken und zu praktizieren.³⁷ Eine Folge dieser Polarisierung der Geschlechtscharaktere ist – den Schilderungen der von uns interviewten Wissenschaftlerinnen zufolge – die Trennung in „abnormales“ und „normales“ Verhalten, in männliche und weibliche „Kontrasttugenden“.³⁸ Die z.T. auch in feministischer Theoriebildung reproduzierten geschlechtsspezifischen Dichotomisierungen bedeuten für die Betroffenen Einschränkung und Bestrafung bei Verletzung der Rollenimperative.

Der bestehende Wissenschaftsbetrieb basiert sowohl im Hinblick auf dessen Organisation als auch bezüglich der produzierten Inhalte auf einer strikten Trennung der Bereiche Reproduktion – Produktion, Wissenschaft und Privatleben. Bezeichnenderweise sind es jedoch nur die beiden Wissenschaftlerinnen, die diese strikte Trennung von Privatem und Wissenschaftlichem, die Trennung des „Dreiecks Arbeit-Liebe-Politik“ (D) problematisieren bzw. ablehnen. Eine Wissenschaftlerin nahm diesen Themenbereich sogar zum Anlaß, auf eine „Tragödie ihres Lebens“ zu verweisen:

... das ist so eine Tragödie meines Lebens, glaube ich langsam, daß ich, sobald ich irgendetwas arbeiten muß, wo ich das Private nicht hineinbringen kann ... sobald dies nicht mehr der Fall ist – glaube ich zumindest, bin ich nicht mehr so produktiv. Und das ist eben die Frage, weil so in der traditionellen Wissenschaft ... (A)

Auffallend ist, daß in den von uns geführten Interviews Motivationen für eine Karriere im Wissenschaftsbetrieb generell im Dunkeln blieben. Es scheint beinahe unmöglich, extrinsische Motivationen auszuleuchten. Wie bereits erwähnt, gilt es, das insbesondere der Interviewmethode inhärente Moment der Selbstdarstellung mitzuberücksichtigen. Gleichzeitig ist zu hinterfragen, inwieweit Theorien, die Motivationen dichotom in extrinsische und intrinsische spalten, um sie in einem nächsten Schritt den Geschlechtern polar zuzuordnen, überhaupt im Interesse der Betroffenen sind, oder ob diese klischeehafte Attribuierung letztendlich nicht nur einer Linearität von Theoriekonstrukten (im Gegensatz zur Komplexität des real Auffindbaren) dient.

Signifikant scheinen uns die Spekulationen eines Interviewpartners über mögliche Motivationen der Frauen, ihre universitäre Karriere abzubrechen, da er in seinen Überlegungen ausschließlich individuelle Beweggründe in Betracht zog und damit strukturelle Hindernisse negierte: „Ein halbes Dutzend Frauen, die hängen geblieben sind.“

³⁶ Sandra Harding, *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*, Hamburg 1990, 186.

³⁷ Vgl. dazu Angelika Volst, *Feministische Forschung im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Politik*, in: Renate Schwab u.a. Hg., *Zwischen Autonomie und Vereinnahmung. Frauenforschung und Wissenschaft an Österreichs Universitäten*, Klagenfurt 1990, 35.

³⁸ Gudrun Axeli Knapp, *Unveröffentlichtes Manuskript zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen*, 1990, 1.

Nicht weil sie dumm waren, sondern weil sie sich dagegen entschieden haben, gegen die Laufbahn. XX ist z.B. eine sehr gescheite Frau; wollte nicht mehr!" (B)

Beide interviewten Männer begründeten ihre Zielstrebigkeit mit ökonomischen Notwendigkeiten, welche die Motivation für ihren linearen und schnellen Aufstieg in der universitären Hierarchie bildeten. Konkret habe ihre Funktion als Familiernährer und -erhalter ihren unaufhaltsamen Aufstieg bewirkt – und in signifikanter Weise damit verknüpft: den Ausstieg der (Ehe)Frauen aus dem Studium bzw. der Erwerbstätigkeit:

... ich muß mich rasch habilitieren und ich muß rasch – auch aus materiellen Gründen – was werden ... Wir haben kurz daraufhin xx Kinder gehabt und ... da gab es einfach keine Phase, wo ich irgendwie mir hätte überlegen können, ja will ich Künstler werden oder Journalist ... (B)

Zu prüfen wäre allerdings, ob für die Mehrheit der (Nachwuchs)Wissenschaftler/innen diese Form der Familienorganisation noch zutrifft, oder ob – was plausibler erscheint – in den letzten Jahren nicht beträchtliche Veränderungen in der gewählten Lebensform stattfanden.

Für einen linearen Aufstieg, für eine Karriere im Universitätsbetrieb scheinen darüberhinaus aber auch nicht ausgesprochene Aufträge, Erwartungshaltungen der Eltern und/oder der (Ehe)Partnerinnen eine zentrale Bedeutung zu besitzen:

... und geprägt bin ich sicherlich viel stärker durch meine Mutter, deren nie ausgesprochener Auftrag auch diese Subauspicis-Promotion war. Es ist nie ein Wort zwischen uns darüber gewechselt worden und trotzdem habe ich genau gewußt, daß sie das von mir erwartet. (B)

Diese Zielstrebigkeit äußerte sich dann in diesem konkreten Fall folgendermaßen: „... ich hab' schon in der Mittelstufe, wie ich angedeutet hab', publiziert ... – was ein verrücktes Hobby für einen normalen 16jährigen ist, ... das zweite Fach wird so gewählt, daß es möglichst für die wissenschaftliche Laufbahn paßt.“ (B)

Das Zurückführen des eigenen Erfolges und der Karriere auf Glück und Zufall wird – bestimmten Theorien folgend – als geschlechtsspezifische Attribuierung erachtet. Auch diese Rollen- bzw. Attributszuschreibung wurde in unseren Interviews nicht bestätigt, im Gegenteil: Die Tatsache, daß ein Wissenschaftler (C) 39 Mal (!) die Bedeutung des Faktors „Glück“ für seine Karriere betonte, läßt die beiden geschilderten Berufsverläufe der Wissenschaftlerinnen zwar immer noch, aber weitaus weniger „geschlechtsspezifisch“ auf Zufälligkeiten reduziert erscheinen:

... dann war's schon klar, daß ich studiere. Aber von wissenschaftlicher Laufbahn überhaupt keine Rede ... Das Ganze hat sich als Serie von institutionellen Zufällen eigentlich entwickelt. (D)

... während des Studiums hat sich das (*die wissenschaftliche Laufbahn*) für mich irgendwie ergeben. (A)

Auch wenn letztere Aussage beinahe wörtlich dem Titel einer Studie von Angelika Wetterer³⁹ entspricht, so meinen wir, daß geschlechtsspezifische Zuschreibungen erneut für derzeitige Bedingungen und unter Berücksichtigung eines „konservierenden“ Charakters von Rollenzuschreibung und -festschreibung überprüft werden müßten.

Bei der Analyse des von den Interviewpartner/innen verwendeten Vokabulars ist das Phänomen, daß die Wissenschaftlerinnen das universitäre Feld gleich einem Kampfplatz beschrieben. Dieser „Kampf“ (ein von den Interviewpartnerinnen immer wieder verwendeter Begriff) erinnert an kriegerische Auseinandersetzungen und wurde von den Interviewpartnerinnen selbst neben bzw. vermischt mit politischen Komponenten auf ihr „unpassendes Geschlecht“ zurückgeführt. Eine Interviewpartnerin (A) verwies aber auch auf die lustvollen Seiten dieses „Kämpfens“, das sie anfangs eher motiviert hätte, ihre Rechte in einem androzentrischen Wissenschaftsbetrieb einzufordern.

Sowohl die männlichen als auch die weiblichen Interviewpartner/innen betonten die Bedeutung des Interesses am Forschungsgebiet für ihre beruflichen Entscheidungen. Die Tatsache, daß sich ausschließlich die männlichen Wissenschaftler im universitären Feld etablieren konnten, kann nicht allein mit der Zufälligkeit unserer Selektionskriterien in Verbindung gebracht werden. Daß diese darüberhinaus in traditionell „weichen“ Fächern Erfolg erlangten, läßt darauf schließen, daß auch in diesen Disziplinen Wissenschaftlichkeit und etwaige Führungsqualitäten primär bei Männern gesucht werden.

Ein Element, welches den Thesenbereich der geschlechtsspezifischen Selbstdarstellung tangiert, zeigt sich im spezifischen Umgang mit Brüchen/Bruchstellen im Sinne eines Auseinanderklaffens von subjektiven Erwartungen und objektiven Realisierungschancen, einer „Zuspitzung struktureller Widersprüche“. ⁴⁰ Die Wissenschaftlerinnen formulierten ihre Brüche im Laufe ihres beruflichen Werdeganges folgendermaßen:

Also, erstens ist klar: Da hat es Unterbrechungen gegeben wegen der xx, wegen der Schwangerschaft, wobei ich sagen muß, daß diese Unterbrechung nie in der Art war wie bei anderen Frauen ... (A)

... Bruch, der mich von der wissenschaftlichen Laufbahn abgebracht hätte, hat sich damals angebahnt in der Arbeitslosigkeit. (D)

Daß die Wissenschaftler retrospektiv keinerlei Brüche wahrnahmen bzw. verbalisierten, könnte mit einer geringeren Konfrontation mit Widersprüchen im Karriereverlauf (männliche Normalbiographie, Ruhepol Familie), mit retrospektiven (Ich-stärkenden) Konstruktionen eines stringenten Karriereverlaufes und/oder aber auch mit einer gewissen intendierten

³⁹ Vgl. Angelika Wetterer, „Es hat sich alles so ergeben, meinen Wünschen entsprechend“. Über die Planlosigkeit weiblicher Karrieren in der Wissenschaft, in: Silvia Bathe u.a. Hg., Frauen in der Hochschule. Lehren und Lernen im Wissenschaftsbetrieb, Weinheim 1989.

⁴⁰ Regina Becker-Schmid, Widerspruch und Ambivalenz. Theoretische Überlegungen methodischer Umsetzungen, erste Ergebnisse zum Projekt „Probleme lohnabhängiger, arbeitender Mütter“, in: Regina Becker-Schmid u.a. Hg., Arbeitsleben – Lebensarbeit, Bonn 1983, 13 – 41.

Selbstdarstellung („Trautes Heim, Glück allein“) in Verbindung gebracht werden.

Geschlechtsspezifische Förderung der Nachwuchswissenschaftler/innen

Eine Interviewpartnerin erzählte, daß ihr, aufgrund ihres feministischen Forschungsansatzes, jegliche Unterstützung von seiten etablierter Wissenschaftler/innen versagt wurde: „... nur weil dies der gängigen Art der herkömmlichen Wissenschaft nicht entsprochen hat, in dem Moment, wo man etwas anderes tut, wird das abgetan, als ob das nichts wäre ...“ (A)

Ein feministischer Forschungsansatz bedeutet somit nicht nur weniger Reputation, sondern kann auch die Verweigerung einer bzw. den Ausschluß aus Mentor/innenbeziehungen mit sich ziehen. Die andere Wissenschaftlerin verwies darauf, daß sie bereits in der Studentinnenzeit aufgrund ihres Geschlechts Schwierigkeiten hatte, als gleichwertige Partnerin anerkannt zu werden:

... also in dieser vorwiegend männlichen Studentengruppe habe ich ein bißchen in ein Kindchenschema passen müssen, um dort akzeptiert zu werden. Also ich war nicht wirklich gleich ... und ich hab' auch Vorteile dadurch gehabt, weil das auch erotisch anziehend war ... Also, da hatte ich auch durchaus Vorteile davon, aber um ernst genommen zu werden, war das ein Schaden. (D)

Bei einem Blick auf die spezifisch österreichischen Klein- und Kleinstinstitute drängt sich der Vergleich mit einer Kleinfamilie unweigerlich auf. Die Implikationen dieser Organisationsform äußern sich geschlechtsspezifisch unterschiedlich: Wissenschaftlerinnen werden mittels dieser quasi familiären Bindungen zu (guten/bösen) Töchtern und/oder Geliebten, deren Handlungs- bzw. Rollenspielraum somit deutlich eingeschränkt ist. Ablösungstendenzen und Konkurrenzverhalten – von „(geistigen) Söhnen“ geradezu erwartet – werden bei Wissenschaftlerinnen z.T. als Rollenwiderspruch erachtet. In der Aussage eines Interviewpartners kommt nicht nur die Brutalität dieses traditionell männlich attribuierten Konkurrenzverhaltens, sondern auch die Schwierigkeit einer prinzipiellen Konkurrenz zwischen Männern und Frauen zum Ausdruck:

Vom Sohn wird erwartet, daß er sein Meisterstück liefert, und vielleicht dann auch Meister wird und vielleicht in Konkurrenz tritt ... Das sind zwar sehr häßliche Prozesse, aber es wäre einmal sehr gut, wenn Frauen überhaupt in die Lage kämen, ihren Vater zu zerstören, um selbst etwas zu werden. (B)

Gleichzeitig verwies dieser Wissenschaftler auch auf mögliche Folgen für seinen Ruf als „treuer Ehemann“: „... mit Männern haben wir alle gelernt umzugehen ... Als verheirateter Mann dann mit einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin im Kaffeehaus zu sitzen ... hm ja? ...“ (B)

Bezeichnenderweise liegen zur Problematik der heterosexuellen Mentor-Protégé-Bindung – im Sinne von Erfahrungswerten der betroffenen

Frauen – keine Ergebnisse vor. Lediglich ein männlicher Wissenschaftler äußerte sich relativ ausführlich dazu, dies jedoch aus einem völlig anderen Blickwinkel. Sein erster Gedanke zu diesem Themenkomplex ist als eher „Freudscher Lapsus“ interpretierbar: Er erinnerte sich an Intrigen von Frauen und den Ruin männlicher Karrieren durch die erotische Ausstrahlung der Frauen. Archaische Weiblichkeitsbilder tauchen auf ...

„Ich halte es (*die Problematik der heterosexuellen Mentor-Protégé-Bindung*) für sehr, sehr wichtig, nämlich in der doppelten Form, daß eben auf diese Weise die Falschen hineingekommen, die falschen Frauen hineingekommen sind und immer der Vorwurf – mit belegbaren Beispielen – da war, daß Frauen, weil sie Karriere machen wollten, Männer ruiniert haben ... aber die Intrige wurde in dieser Männerwelt sehr stark den Frauen, vor allem der Erfolg der Intrige ihren Möglichkeiten der erotischen Wirksamkeit zugeordnet.“ (B)

Demgegenüber steht die Aussage des anderen Wissenschaftlers, welcher über mögliche Motivationen der Professoren für eine Einstellung von Frauen spekulierte und damit – indirekt – eine weitere Problematik zum Ausdruck brachte: „... daß eine Frau Assistentin wird, weil eine Frau sich besser ausnützen läßt. Das gibt es auch, da kenn ich auch Fälle.“ (C)

Unvereinbarkeit von Familie und Karriere im Wissenschaftsbetrieb

Beginnen wir mit einem der beiden Wissenschaftsmänner, der bereits während des Studiums Vater von zwei Kindern wurde. Auf die Frage, wie denn bei ihm damals die Kindererziehung organisiert war, antwortete er:

Ich bin zuerst auf die Uni gegangen, habe die Kinder sogar mitgenommen. Aber jeden Tag mußten sie in den Kindergarten gebracht werden und da hat meine Frau natürlich schon sehr viel geleistet, und meine Frau ist schon eine sehr tolle Person. Wenn ich zurückdenke, habe ich richtig ein schlechtes Gewissen; ... ob ich da meine Frau wirklich also zuviel – zuwenig unterstützt habe, zeitweise; in der Früh. Ich habe in der Nacht geschrieben oder gelesen, gearbeitet, und in der Früh mußten die Kinder in den Kindergarten gebracht werden und das war immer furchtbar, nicht wahr, und dann ... um sechs Uhr oder um sieben Uhr aufzustehn, dazu war ich oft nicht fähig, muß ich sagen. (C)

Hinzuzufügen ist diesem Zitat, daß auch die Frau zu dieser Zeit noch mit ihrer Ausbildung beschäftigt war. Auch der zweite befragte Wissenschaftler heiratete bereits in relativ jungen Jahren und hatte, wie er selbst immer wieder betonte, bereits kurz darauf mehrere Kinder. Auf die Frage nach der Berufstätigkeit seiner Frau antwortet er:

... dann hat sie studiert ... Und wie wir uns verlobt haben, hat sie dann ... *mit dem Studium aufgehört?* ... mit dem Studium aufgehört, was verdient, weil ein Ende des Studiums wäre nicht abzusehen gewesen und sie hat also als Sekretärin eine Zeit lang gearbeitet. Wir haben gewußt, na gut, es war sehr bald die erste Schwangerschaft und eine Berufstätigkeit in der Richtung war klar ausgeschlossen. (B)

Klaus Theweileits materialreiche Arbeiten zur „Arbeitsteilung“ bei berühmten Schriftstellern⁴¹ fänden in der Organisation dieser wissenschaftlichen Karriere ihre Bestätigung, als sich nämlich herausstellt, daß die Frau dieses Wissenschaftlers freilich doch Zeit genug hatte für eine bestimmte Tätigkeit – wenn auch in einer *anderen* Richtung – nämlich seine Artikel und seine gesamte Habilitation auf der Schreibmaschine zu tippen, was für ihn im nachhinein, wie er eingestand, sehr wichtig und hilfreich war. Allerdings versteht er zugleich auch erst heute, warum seine Frau kein Interesse mehr hat, seine Arbeiten zu lesen.

Daneben ist vielleicht noch erwähnenswert, daß diesem Wissenschaftsmann nur in den Ferien Zeit zum substantiellen Forschen bleibt, und daß dabei auch heute noch die Familie eine gewisse Unterstützungsfunktion hat:

Ich bin ein sehr häuslicher Mensch und nachdem ich viel zuhause arbeite – ich bin den ganzen Sommer zuhause – und deshalb ist natürlich viel Kontakt, freilich auch die ganze Last der Verzweiflung, wenn ich wieder einmal nicht schreiben kann; das geht auch hierorts darnieder. (B)

Aufschlußreich ist auch die Beschreibung der (Ehe)Partner/innen durch die Männer; das so konstruierte Bild scheint keineswegs unwichtig:

Meine Frau ist immer sehr großzügig zu mir – obwohl sie jetzt hie und da streitet ... da hat meine Frau natürlich schon sehr viel geleistet und meine Frau ist schon eine sehr tolle Person ... Sie ist eh tüchtig, da gibt es eh nichts, aber, i bin auch nicht schlecht ... Mir gehts nicht ums Geld, ... ich weiß auch nicht wieviel, wieviel ich verdiene bei einem Buch. Das macht meine Frau und der Verlag. (C)

Die Frau als Sekretärin, Organisatorin, Koordinatorin, Putzfrau, Köchin, Erzieherin der Kinder ... – und letztendlich auch „familiäres Auffangbecken“ bei psychischen Problemen. Die beiden interviewten Wissenschaftlerinnen dagegen brächten ihre Partner nicht bzw. wenn, dann in ganz anderen Zusammenhängen ins Bild:

... also zuerst einmal der XY, ..., der sehr viel dazu beigetragen hat, mich für die -ologie zu interessieren und sehr viel dazu beigetragen hat, daß ich dabei was gelernt hab, dann der XX, mit dem ich mehr als ein Jahrzehnt verheiratet war und ein Kind hab, der mich nicht nur für die Studentenbewegung ... interessiert hat – und ich ihn für die ...-ologie ... (D)

Es scheint sich zu bestätigen, daß die wissenschaftliche Karriere dieser beider Wissenschaftsmänner nicht bloß 100%iges Engagement der Einzelnen verlangt, sondern daß darüberhinaus auch noch die Ehefrau einiges miteistet, damit aus dem Ehemann und Familienvater auch ein Universitätsdozent oder gar Professor wird bzw. werden kann. Was nun die befragten Wissenschaftsfrauen (die ebenfalls ein bzw. zwei Kinder

41 Vgl. Klaus Theweileit, buch der könige. orpheus und euridyke, I, Berlin 1989. Die beiden wohl zentralen Aussagen des Buches behaupten, daß zum einen Frauen generell die besseren Zuhörerinnen sind, und daß zum anderen berühmte Dichter *ihre* eigenen Frauen nicht nur zum Anhören, sondern insbesondere auch zum Abtippen ihrer Arbeiten „gezwungen“ haben.

haben) betrifft, so stießen wir auf zwei recht ungleichartige Bewältigungsformen, deren Differenz auch auf ihr unterschiedliches Alter zurückgeführt werden kann. Die jüngere Wissenschaftsfrau formulierte, mit Ausnahme weniger Passagen, in welchen sie ein Spannungsverhältnis andeutete (so etwa, als sie im Gespräch ein „schlechtes Gewissen“ gegenüber dem Kind artikulierte) kaum Schwierigkeiten, die Reproduktionsarbeit mit der wissenschaftlichen Arbeit zu verbinden. Sie scheint ein Beispiel dafür zu sein, daß innerhalb der jüngeren Wissenschaftlerinnengeneration die Reproduktionsarbeit egalitärer organisiert wird, als das noch vor einem oder zwei Jahrzehnten der Fall war. Auffallend ist zudem, daß diese Wissenschaftlerin weitaus öfter und emotionaler die Unvereinbarkeit von einem feministischen Forschungsansatz und orthodoxen Paradigmen problematisierte. Die zweite Wissenschaftsfrau hingegen verwies explizit auf ihren mehrfachbelasteten Frauenalltag nach der Geburt ihrer Tochter, der ausschließlich dem Kind und der Arbeit für das Institut vorbehalten war. Resümierend stellte sie klar:

Ich hab' jahrelang eine Ehe gelebt, in der ich die Frauenlasten überwiegend getragen habe und das hat mich zutiefst verbittert und das hat mich oft wirklich an den Rand ... — da wurde ich dann halt eben krank — und das konnte ich fast nicht mehr aushalten und ich hab' dann wirklich ganz entschlossen — ich würde nie wieder mit einem Mann zusammenleben oder eine engere Beziehung haben, der der Meinung ist, daß Haushalt und Kinder Sache der Frau sind. (D)

An anderen Stellen des Interviews kam diese Wissenschaftlerin jedoch auch darauf zu sprechen, daß gerade die Wissenschaft als Beruf viel größere Freiräume zur Beschäftigung mit Kindern einräume, da sie sich die Zeit viel besser und freier einteilen könne. So etwa berichtete sie, daß sie sich ernsthaft mit dem Gedanken getragen habe, in die Baubranche einzusteigen, sie dies aber dann aufgrund rigider Arbeitszeiten mit einem Kleinkind nicht in die Tat umsetzen hätte können und wollen. Es hat also den Anschein, als ob sich in der Wissenschaft produktive und reproduktive Arbeiten aufgrund der disponibleren Arbeitszeiten leichter vereinbaren ließen, wobei freilich hinsichtlich der konkreten zeitlichen Freiheiten die erheblichen Unterschiede zwischen den einzelnen Arbeitsplätzen berücksichtigt werden müßten. Schließlich strich diese Wissenschaftsfrau umgekehrt auch die „wissenschaftlichen“ Vorteile ihres Mutter-Seins heraus, welches ihr einerseits ein größeres Selbstbewußtsein auch in ihrem beruflichen Auftreten vermittelte und andererseits eine „vernünftige“ Relativierung des wissenschaftlichen Tuns bewirkte:

... mir hat dieses zweite Frauenbein auch sehr viel Kraft gegeben und sehr viel Freude und sehr viel Stärke. Also mir ist zum Beispiel aufgefallen, daß meine Verunsicherbarkeit durch Kritik oder durch Demütigungen in der Arbeit durch das Vorhandensein einer Tochter auf nahezu Null reduziert war ... Und in Zeitökonomie ausgedrückt ist es natürlich eine riesen Belastung ... Also ich wurde nie Opfer dieses männlichen Mechanismus der wissenschaftlichen Unendlichkeit, also daß man nie genug tun kann, daß man jetzt eigentlich noch was lesen muß und daß man dauernd mit psychischer Kraft unterstützen muß, wie wichtig denn das ist, was man jetzt tut ... Und deswegen geht's mir halt

jetzt so, daß ich mich manchmal ärgere, wenn viele Kollegen von mir Professorentitel vor sich herschwenken und sozusagen akademischen Einfluß genießen, den ich nicht hab', und andererseits lächle ich darüber und denk' ich mir: Da hab' ich mir etwas erspart! (D)

Resümierend ließe sich festhalten, daß eine Vereinbarkeit von Familie und Wissenschaft insbesondere für „Alleinerzieherinnen“ schwierig ist, diese Problematik aber für immer mehr Wissenschaftlerinnen – nicht alle Wissenschaftlerinnen haben/wünschen sich traditionelle Beziehungskisten und/oder Kinder – an Relevanz verliert. Die Vertreterinnen der „Unvereinbarkeitstheorie“ kritisieren die auf eine männliche Normalbiographie ausgerichtete Arbeitsorganisation der Universität, halten dieser jedoch (implizit) eine weibliche Normalbiographie entgegen, indem sie die Tatsache, daß Akademikerinnen generell weniger (oft) Kinder haben als Nichtakademikerinnen mit einer Unvereinbarkeit von Familie und Karriere begründen. Unberücksichtigt bleibt, daß eine wachsende Anzahl an Wissenschaftlerinnen insbesondere der jüngeren Generation nicht auf Familie „verzichtet“, sondern bewußt andere Lebensformen wählt. Sowohl Stolte-Heiskanen und Luukkonen-Gronow⁴² als auch Zuckermann und Cole⁴³ haben in ihren Studien nachgewiesen, daß ledige Wissenschaftlerinnen nicht mehr publizieren als Wissenschaftlerinnen mit Familie. Auch Röhrich u.a.⁴⁴ stellten in ihrer Untersuchung 1989 fest, daß es primär kinderlose Wissenschaftlerinnen sind, die die Unvereinbarkeit postulieren. Die Vermutung liegt nahe, daß der These der Unvereinbarkeit von Familie und Wissenschaft anscheinend primär eine Ideologiefunktion zukommt, indem sie Wissenschaft als etwas ganz Besonderes statuiert, auf das „mann“ sich voll zu konzentrieren habe.

Forderungen von Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen, welche zur Förderung von Frauen im universitären Feld nahezu ausschließlich „Maßnahmen zum Ausgleich der Nachteile, die durch Schwangerschaft, Betreuung und Erziehung von Kindern sowie Familienarbeit entstehen“⁴⁵ inkludieren, negieren in ihrer Konzentration auf „familienfreundliche Maßnahmen“ allgemeine strukturelle Bedingungen. Neben der implizit intendierten Stabilisierung kleinfamiliärer Verhältnisse stellt dies auch eine massive Verkürzung der Problematik dar.

42 Vgl. V. Stolte Heiskanen u. Terttu Luukkonen-Gronow, Mythos and Realities of role in compatibility of women scientists, in: *Acta Sociologica*, 3, 4 (1983) 267 – 280.

43 Vgl. Jonathan Cole u. Harriet Zuckermann, The Productivity Puzzle: Persistence and Chance in Patterns of Publikation of Men and Women Scientists, in: Marjorie Steinkampf u. Martin Maehr Hg., *Advances in Motivation and Achievement, II: Women in Science*, Greenwich/Connecticut 1985.

44 Vgl. Röhrich, *Professorinnen*, wie Anm. 28.

45 Ergebnisse der Arbeitsgruppe „Frauen in den Hochschulen“. Grundsatzbeschuß des Plenums der Österreichischen Rektorenkonferenz in der vierten Plenarsitzung 1990/91 am 3./4. Juni 1991. Für die Bundesrepublik Deutschland: Entschließung des 161. WRK-Plenums „Zur Förderung von Frauen in den Hochschulen“, in: *Westdeutsche Rektorenkonferenz Hg., Informationsdienst-Dokumentation*, 25 (1990), 1 – 13.

Männerbünde und andere informelle Netzwerke

Die im vierten Thesenkomplex unterstellten Vorteile für Wissenschaftsmänner durch Beziehungen respektive Verbindungen aller Art wären zunächst um einen interessanten Punkt zu ergänzen: Wurde in der uns bekannten Literatur die mangelnde „Sichtbarkeit“ von Studentinnen und die geringere „Durchsetzungsfähigkeit“ von Frauen bislang eher durch „Defizite“ in der primären Sozialisation und durch z.B. empirisch nachgewiesene geringere Zuwendung seitens der Lehrpersonen erklärt, so gab ein interviewter Wissenschaftsmann überraschenderweise zu bedenken, daß es nicht zuletzt auch Männerbünde, Verbindungen und Kartellverbände sind, die den Studenten und späteren Wissenschaftlern erfolversprechende Durchsetzungstechniken beibrächten:

Ich wäre insofern wahrscheinlich ohne CV nie Professor geworden, weil ich beim CV gelernt habe, mich durchzusetzen. Ich war wahnsinnig schüchtern – bin's bis heute –, wahnsinnig unsicher, und habe gelernt dort, wie man es macht, wenn man auch unsicher ist, trotzdem laut zu reden, oppositionelle Standpunkte zu vertreten und sich durchzusetzen. Ja? Ich habe auf der Fakultät dann wiederholt gehört von Kollegen: *Ich hätte mir das gar nicht gedacht, daß Sie eine Sache so durchsetzen können!*: Das ist männerbündische Vergangenheit, die mir da zugute gekommen ist, nicht die Protektion, sondern das, daß ich einfach gelernt habe, wie man formal mit Geschäftsordnungstricks arbeitet. Wo haben die Frauen die Chance, das zu lernen? In einem CV für Frauen? (B)

Der Kartellverband also nicht als bloße Protektionsanstalt sondern auch als Rhetorikschule. Über das unterstellte Funktionieren von männlichen informellen Netzwerken wurden sonst allerdings nicht allzu viele Worte verloren – wer gibt auch schon gerne zu, auf diese Art protegirt worden zu sein? Ganz im Gegenteil wurde etwa vom Sozialwissenschaftsmann, der einer schlagenden Verbindung angehört, behauptet, daß ihm dadurch nur Nachteile erwachsen wären. Allerdings ließ auch er im Laufe des Gesprächs immer wieder anklingen, daß es bei wissenschaftlichen Laufbahnen ganz besonders auf informelle Beziehungen ankäme:

Man muß schauen ..., daß man irgendwie rein kommt, daß man irgendwelche Leute hat, die einen fördern. Das ist wichtig und die brauchen Sie ... Und ich bin auch durch einen Freund dann, der hat mich wieder empfohlen, dem Professor, dem anderen ... Diese Sache spielt eine große Rolle, und das hat mit Politik nichts zu tun. (C)

Darüberhinaus machten wir zwei weitere „Entdeckungen“, auf die es im Kontext unserer Fragestellung noch hinzuweisen gilt. Zum ersten fiel auf, daß drei der vier Interviewten schon seit ihrer Studienzeit universitätspolitisch sehr aktiv waren und somit früh mit dem Geschehen hinter den Kulissen vertraut wurden, was für ihre weitere Karriere an der Universität zweifellos nicht ganz unförderlich gewesen sein dürfte: „... während des Studiums hat sich das (*die wissenschaftliche Laufbahn*) irgendwie ergeben für mich ... weil ich durch diese Studentenvertretung in diese universitären Strukturen, Hierarchien, Funktionen Einblick gekriegt hab ...“ (A)

Diese Möglichkeit zum universitätspolitischen Engagement könnte für Frauen also vielleicht ein kleines „Gegengewicht“ zu dieser Unmenge an Verbänden, Bündeln und Verbindungen sein, die *ausschließlich* Männern vorbehalten sind; allerdings sind es zumeist wiederum Männer, die in der studentischen Hochschulpolitik führende Positionen inne haben.

Ein zweites „Substitut“, das freilich ebenfalls in keinster Weise an die gratifikatorischen und protektionistischen Möglichkeiten von Männerbünden heranreicht, scheint für Wissenschaftsfrauen die Solidarität zu sein, die von beiden Interviewpartnerinnen mehrfach angesprochen wurde, wohingegen sie bei Männern gänzlich ausgespart blieb:

Aber Solidarität gab's sehr viel; es gab sehr viel ... und der verdank ich überhaupt meinen Lebenslauf, von der Schule her angefangen, also die Solidarität der Gleichen, die hat mich immer getragen und auch über sehr viele Krisensituationen und Konfliktsituationen und Kampfsituationen hinweggebracht. (D)

Österreichische Besonderheiten

Haben wir der geographischen Spezifizierung zwar schon durch den statistischen Teil Rechnung getragen, so bleibt immer noch die Frage offen, ob denn in Österreich nicht bestimmte strukturelle Bedingungen gegeben sind, die Frauen noch zusätzlich an einer erfolgreichen universitären Laufbahn hindern könnten. Diese Vermutung scheint sich auch deshalb aufzudrängen, da in vielen nordeuropäischen Ländern sowie in den USA die Frauenquoten doch deutlich höher sind als in Österreich – wengleich der Frauenanteil nach Disziplinen stark differiert.⁴⁶

Bestärkt hat diese Suche nach „nationalen“ Erklärungen aber auch die Schilderung einer Interviewpartnerin über ihr Habilitationsverfahren, das sich zu einer fünfjährigen Groteske ausgewachsen hatte, ehe es vor einigen Jahren positiv abgeschlossen wurde. Die Essenz dieses Berichts lag für uns darin, daß er die Fragwürdigkeit der Entscheidungsmodalitäten in universitären Kommissionen aufdeckte, die berechnende Willkür aufzeigte und vor allem den übermächtigen Einfluß einiger frauenfeindlicher Professoren transparent machte, die zudem noch anderer politischer Meinung waren und sind.

Daraus könnte nun die Konsequenz gezogen werden, nicht nur in den institutionellen Strukturen, sondern vor allem in den frauenfeindlichen Einzelpersonen, die an Universitäten Entscheidungen für die Rekrutierung von Nachwuchswissenschaftlern und -wissenschaftlerinnen treffen und in Berufungskommissionen sitzen, die Hauptursache für die universitäre Diskriminierung von Frauen zu erkennen. Gleichzeitig wäre dem zu entgegen, daß diese Einzelpersonen doch wieder nur im Rahmen vorgegebener (rechtlicher) Strukturen ihrer Ämter walten können. Nach unserem Dafürhalten sind also Entscheidungen von Individuen und institutionelle Strukturen nicht voneinander zu trennen, sondern es ist mit

⁴⁶ Internationale Vergleichsstudien sind leider recht rar; eine ältere, die uns unterkam, stammt von: Terttu Luukkonen-Gronow, *Women and research career – some empirical results*, in: *Science Policy in Finland – Studies and Documents*, Helsinki 1983, 29 – 39.

Levi nochmals daran zu erinnern, daß es eine zentrale Aufgabe von Biographien zu sein hat, den „Entscheidungsfreiraum“ von Individuen in normativen Kontexten unter die Lupe zu nehmen.

Und dabei stoßen wir in der österreichischen Universitätsgeschichte unvermeidlich auf die enorme Autonomie, mit welcher nach 1945 (männliche) Professoren die gesamte Personalpolitik und damit auch die inhaltliche Ausrichtung der einzelnen Disziplinen diktieren konnten. Dies wirkte sich auch aufgrund der personellen und strukturellen Kontinuitäten – ohne hier auf die spezifische Geschichte, die Österreichs Universitäten im Laufe des 20. Jahrhunderts nahmen, näher eingehen zu können – besonders negativ auf jene aus, die bei den (professoralen) Kommissionsmitgliedern aus politischen und/oder geschlechtlichen Gründen unerwünscht waren (und weiterhin sind).

Wurden mittels Universitäts-Organisations-Gesetzes (UOG) 1975 diese Freiräume zwar dadurch leicht eingeschränkt, daß auch dem akademischen „Mittelbau“ und den Studierenden gewisse Mitbestimmungsrechte eingeräumt wurden (Drittelparität auf Instituts- und Studienrichtungsebene, Viertelparität auf Fakultätsebene), so konnten Diskriminierungen bei Personalentscheidungen, wohl auch aufgrund der herrschenden provinziellen akademischen „Freunderlwirtschaft“, nicht verhindert werden.⁴⁷

47 Wurde die Habilitation der Wissenschaftlerin durch zwei negative österreichische Gutachten blockiert, welchen immerhin acht „wertlose“ positive Gutachten von renommierten ausländischen Fachkollegen entgegenstanden, so ging das Verfahren eines anderen, männlichen Interviewpartners reibungslos über die Bühne: Die Kommissionsmitglieder betreffend meinte er bloß: „... und die waren eigentlich durchaus wohlwollend, mir gegenüber. Ich kann mich nicht beklagen, daß die Leute gegen mich ...“ (C) Auch und gerade hier scheint sich abermals die universelle Österreich-Gültigkeit eines Diktums von Anton Kuh zu erweisen: „Warum denn gleich sachlich werden? Es geht doch auch persönlich!“